

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 47 — Sonntag, den 22. November (Totenfest)

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Von der Schönheit des Todes

in Jesum Christo — Betrachtung zum heutigen Sonntag

Von der Schönheit des Alters habe ich schon einmal gehört, aber auch damit wissen die meisten kaum etwas anzufangen. Wie ist es nun mit der „Schönheit des Todes?“ Sie zu sehen, müssen wir ein wenig abseits von der Straße

des Lebens gehen, denn solche Schönheit wird so leicht nicht offenbar, sie verbirgt sich meist hinter einer Gestalt, für die wir Menschen das Gefühl der Schönheit kaum aufzubringen vermögen. Man soll aber ja auch den Menschen nicht nur nach seinem schönen Gesicht beurteilen. Oft hat ein äußerlich unscheinbarer Mensch doch ein überaus reiches Seelenleben und offenbart uns erst dann, wenn wir ihn wirklich näher kennen gelernt haben, so viele Güte und Größe, daß wir von seiner inneren Schönheit überwältigt sind. So ist's auch mit dem Tode. Ein überaus reiches Erleben der Seele gehört dazu, ihn und seine Schönheit kennen zu lernen. Die auf dem Krankenlager wissen am besten Bescheid. Es liegt mancher Bruder und manche Schwester auf dem Sterbebette, die weil wir noch rüstig auf der Straße des Lebens schreiten. Wir, die wir im Vollbesitz unserer Kraft sind, wollen vor dem Tod nichts wissen, wollen nicht an ihn denken, und wollen ihn erst recht nicht kennen lernen. Die aber, die mit ihm um das Leben ringen, die müssen ihm ja ins Angesicht schauen. Zuerst erschrickt der Mensch, wenn er ihn sieht. Wildes Fieber packt uns. Wir wollen ihm entfliehen. Aber hier gibt es kein Entfliehen. Das müssen wir sehr bald einsehen. Hier heißt es sein still halten und sich ergeben. Aber wie schwer das wird — nur wer solch Krankenlager selbst erlebt hat, weiß davon. Und doch — hoch und niedrig hat er in seiner Gewalt. Sie alle müssen vor ihm beichten und

bußfertig bekennen, ein jeglicher — was er auf Erden getan. Und war er nicht willig, Leid und Schmerzen würd'ens ihm doch abzwängen. Manch einer findet auf solchem Kranken- und Sterbelager vielleicht nach langer, langer

Zeit zum ersten Male wieder die Hände zum Gebet. Vielleicht hatte er längst wieder verlernt, was Elternhaus und Schule ihm einstmal gelehrt. Nun aber fallen ihm plötzlich die Sprüche und Lieder wieder ein — nun erst, reichlich spät — aber vielleicht doch noch nicht zu spät! Wie Schuppen fällt's ihm plötzlich von den Augen, und mit Schrecken erkennt er, wieviel er versäumt und was alles er nachzuholen hat. Wir wollen uns wieder aussehnen mit Gott, den wir in unserem menschlichen Irren vergessen oder den wir vielleicht gar verspottet haben. Menschenbruder, Menschengeschwister, blick in das Angesicht des Todes — der Totensonntag mahnt Dich heute dazu. Je mehr Du vor ihm erschrickst, um so weiter bist Du von Gott entfernt; je mehr Du vor dem Knochenmann mit der Hippe erzitterst, um so tiefer siegst Du in Deinem Unglauben. Denkst Du wirklich, daß dieser Tod,



Tod, wo ist Dein Stachel, Hölle, wo ist Dein Sieg?

(D3. Archiv.)

wie wir Menschen ihn sehen, das Ende Deines Lebens ist? Schrecklich wäre das — wenn unser Leben keinen anderen Sinn gehabt haben sollte. Aber das kommt davon, wenn wir Menschen uns eben niemals Zeit nehmen, ernst und besinnlich über den Zweck des Lebens nachzudenken. Und dabei fehlt es doch tagtäglich wahrlich nicht an Lichtzeichen auf der Straße zu Gott. Zündet nicht immer, wenn die Nacht ihre Fittiche über die Erde breitet, Gottvater seine Lichter an am weiten Dom des Himmels? Und wenn immer Du einen Stern siehst, so sind neben ihm schon

wie wir Menschen ihn sehen, das Ende Deines Lebens ist? Schrecklich wäre das — wenn unser Leben keinen anderen Sinn gehabt haben sollte. Aber das kommt davon, wenn wir Menschen uns eben niemals Zeit nehmen, ernst und besinnlich über den Zweck des Lebens nachzudenken. Und dabei fehlt es doch tagtäglich wahrlich nicht an Lichtzeichen auf der Straße zu Gott. Zündet nicht immer, wenn die Nacht ihre Fittiche über die Erde breitet, Gottvater seine Lichter an am weiten Dom des Himmels? Und wenn immer Du einen Stern siehst, so sind neben ihm schon

hundert, die Du mit bloßem Menschenauge nicht wahrzunehmen vermagst. So schwach sind Deine Sinne und so groß ist Gottes Allmacht, daß Du schon daran erkennen müßtest, wie ohnmächtig Du bist, Du Mensch ohne Gott! Die Macht des Todes aber wird Dir das noch in ganz anderer Weise begreiflich machen, und manch einer, der sich in der Welt hoch und gelehrt dünkte, fiel in sich zusammen und faltete noch in letzter Stunde fromm die Hände. Gottvater hat ihn gehört — das ist das Große an der Liebe Gottes, daß er sich noch zu uns neigt, selbst im letzten Augenblick, wenn wir nur ehrlich an unsere Brust schlagen und ihn bitten: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Das ist die Schönheit des Todes, daß wir durch ihn in ein so gütiges Vaterauge blicken dürfen, das ist die Erhabenheit der großen Stunde, in der unsere Seele ihr Erdenhaus verläßt, um auf den Fittichen des Todesengels wieder heimzukehren zum himmlischen Vater. Wie ist das aber möglich, daß wir auch unverdienter Rassen zu solcher Gnade kommen können? Da steht vor uns das Kreuz des Erlösers am Totensonntag. Es ist vollbracht — was wir selbst nicht vollbringen konnten, weil unsere Kraft zu schwach, weil wir zu elend dazu waren. Das Lösegeld für unsere Heim- und Himmelfahrt hat „Er“ gezahlt mit seinem Blut. Seht, so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß wir erlöst würden aus unserer Schuld. Und niemand kommt zum Vater, denn durch mich! Nun suchen wir Jesum, suchen sein Licht, alles Andere hilft uns nicht! Das also ist Zweck und Ziel unseres Lebens, und deshalb werden wir in unserem Leben durch Freud und Leid also unterwiesen, ihn zu suchen — ihn zu finden. Das also ist die Mahnung des Totensonntags. Und nach ihm werden wieder die Lichter des Advents anbrechen, die ja vor allem bei uns im Erzgebirge einen so hellen Schein haben. Doch dieses Licht in dunkler Nacht hat eben einen viel, viel tieferen Sinn, als wir Menschen in unserer Oberflächlichkeit ihm zu geben vermögen. Mir scheint auch, wir Menschen haben das Gefühl für echte Besinnlichkeit auf diese großen und wichtigsten Dinge in dem Maß verloren, in dem wir nur immer nach neuem Erleben auf der irdischen Heimat voll Sucht ersaft sind, so oft wir nur die Zeitung aufschlagen oder am Rundfunk sitzen. „Was ist los — was gibts Neues“ Alles drängt und hastet da; so ist's jetzt, so wird's auch wieder um die Weihnachtszeit sein — vor lauter Äußerlichkeiten geht die Innerlichkeit, das wahre Wesen auch des Christfestes uns verloren. Deshalb aber stehen zuvor der Bußtag und der Totensonntag! Ihre Glocken rufen uns zu ernster Besinnlichkeit aus dem alten zum neuen Kirchenjahr, und ohne tiefere Besinnlichkeit läßt sich auch das Kindlein in der Krippe für einen Christenmenschen nicht finden. Christus aber brauchen wir, wir brauchen seine Hand auf unserer Erdenpilgerfahrt, auf unserem Gang durch die Todesnacht zum ewigen Licht. Reichspräsident von Hindenburg sagte einmal: „Vor allem habe ich die göttliche Gnade und Barmherzigkeit an mir kennen gelernt. Ich bleibe dabei, ich glaube, daß Jesus Christus mein Heiland ist, und daß ich mich seiner Gnade getrösten darf.“ Wer aber solches erkannt hat, dem ist der Tod und sein Sonntag kein finsterner Schrecken mehr, vor dem er ausweicht — dem wird der Tod ein Engel, ein Bote Gottes — ein vertrauter Wandergeselle für die Seele aus dieser Zeit in die Ewigkeit. Güte und Schönheit leuchten aus seinen Augen dem, der da glaubt und sich durch Jesum heimgefunden hat zu seinem Vater im Himmel. S. Sdl.

Ich bin Dein! Kannst du das auch sagen?

Adolf Monod (1802—1856) war ein großer und gesegneter Zeuge des Herrn; er wirkte in verschiedenen französischen Städten und starb in Paris. Einst legte ihm jemand die Frage vor: „Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, Ihres Herrn so gewiß zu werden und in solcher Kraft Ihn zu bezeugen?“ Da antwortete er etwa folgendes: „Ich war längst Pfarrer, rechtgläubig, aber ich fühlte, daß mir etwas fehlte. Wenn ich in der Apostelgeschichte von dem Zeugengeist und der sieghaften Kraft der Apostel las und mich damit verglich, so schämte ich mich und wußte nicht, woran es bei mir fehlte. Da sah ich einmal wieder an meinem Schreibtisch und dachte: woran liegt es, warum kommst du nicht durch? Liegt es an dem Herrn, hält Seine

Liebe dir nicht stand, ist Seine Verheißung nicht mehr wahr, oder ist Er anders geworden? Nein! es kann nur an mir liegen. Aber woran? Ich hatte schon hunderttausendmal den Herrn gebeten: Nimm mich doch an, mach mich doch zu Deinem Eigentum, aber ich kam nicht vorwärts. Jetzt tat ich etwas anderes, ich ließ es mir noch einmal durch die Seele hindurchgehen, das Er gesagt hat: „Wer zu Mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen; ihr seid teuer erlöst, darum beweiset sich Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche Gott gehören.“ Ich sah,

Er hat es doch durch das, was Er am Kreuze getan hat, bewiesen, daß Er mich zu Seinem Eigentum haben will, Er hat mich erlöst, Er betrachtet mich ja längst als Sein Eigentum.“ „Da“, sagt Monod weiter, „fiel ich auf meine Kniee, und in der nüchternsten Weise, ohne jeden Gefühlsaufschwung, aber mit klarem Bewußtsein dessen, was ich tat, sagte ich nicht wie so oft: „Herr, ich will Dein sein, mache mich zu Deinem Eigentum, sondern sagte: Herr, ich bin Dein, und vollzog damit eine Tatsache, mit der ich fortan rechnete.“ Das ist der Glaubensbegriff: Ich bin Dein, mein Wille gehört Dir! Hast du das deinem Herrn schon einmal gesagt, nicht als Redensart, sondern als heiliges Gelübde? Monod sagte: „Bisher sind Jahrzehnte vergangen, ich habe nie wieder den Herrn gebeten, mach mich zu Deinem Eigentum, aber ich bin noch am Danken dafür, daß ich Sein bin.“

Ich bin Dein, weiß Du Dein Leben
Und Dein Blut mir zugut
In den Tod gegeben.
Du bist mein, weil ich Dich fassé
Und Dich nicht, o mein Licht,
Aus dem Herzen lassé!

Wie viele sprechen mit Herzog Alba:

Ich habe auf Erden so viel zu tun, daß ich keine Zeit habe, nach dem Himmel zu sehen.

Christus aber sagt:

Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.

ZUM TOTENSONNTAG



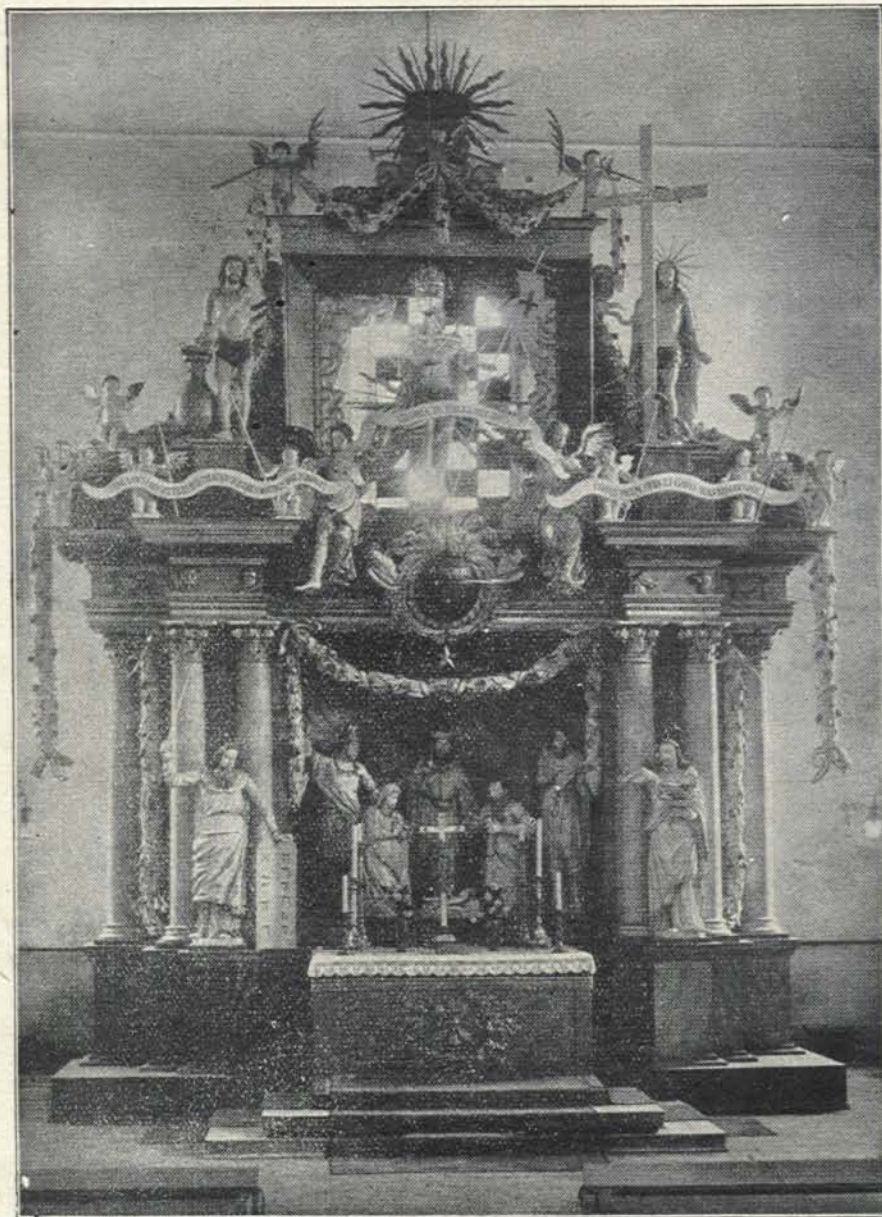
Wie rasch des Todes Senfe mäht! / In einem Augenblick vergeht / Ein frohes Menschenleben. / Was eben noch voll Leben war, / Liegt stumm nun auf der Totenbahr — / Jäh unterbrochtes Streben. / Der Odem gibt und Odem nimmt, / Hat auch für dich die Zeit bestimmt; / Vielleicht ruft er schon morgen. / Doch, fällst du nur in Gottes Hand, / So fällst du in das Lebensland, / So brauchst du nicht zu sorgen. / Es klingt vielleicht wie Widerspruch, / Doch führet Gott das Lebensbuch! / Er sorgt dafür, daß nichts vergeht, / Was in dem Buch des Lebens steht. / Sein Schnitter Tod mäht in der Zeit, / Was reif ist für die Ewigkeit.

Das alte Josephskirchlein und die St. Salvador-Kirche in Jöhstadt

Unsere Bilder führen uns heute einmal in das Reich der Kirchengeschichte von Jöhstadt. Besonders interessieren wird vor allem die Abbildung des alten Josephskirchleins. Die Stadt entwickelte sich aus dem Dorfe Josephsdorf (auch Jöhdorf, Jöhdorf, Gießdorf, Riesdorf etc.) und wurde ohne Zweifel allmählich bei der Josephs-Wallfahrtskirche angebaut, welche ihre Stelle auf dem Markte hatte und im Jahre 1839 abgetragen wurde. Herzog Heinrich erhob das Dorf zum Marktflecken und Kurfürst Johann Georg I. im Jahre 1655 zur Stadt. Der Name Josephsstadt verwandelte sich allmählich in Jöstadt, dann in Jöhstadt. So ist also die alte Josephskirche für Jöhstadt ein geschichtliches Denkmal. Auch als die St. Salvador-Kirche schon längst gebaut war, ließ man das Kirchlein noch stehen. Es wurde nebenbei zu den Fasten- und Leichenpredigten benutzt. Erst im Jahre 1883 wurde es wegen Baufälligkeit im Juni unter einer angemessenen Feierlichkeit entweiht, für 75 Taler zum Abbruch verkauft und vom 8. Juli 1893 an abgebrochen. Die St. Salvador-Kirche, deren Abbildung wir auf der 8. Seite unserer Heimatblätter veröffentlichen, wurde in den Jahren 1675 bis 1677 errichtet, und zwar mit Beihilfe der Evangelischen Deutschlands, Schwedens, Dänemarks und der Schweiz. Die völlige Restaurierung der Kirche wurde im Jahre 1862 vollendet. Der einschiffige, mit Holzdecke versehene Bau ist mit Strebepfeilern besetzt, desgleichen der Chor, welcher die Breite des Schiffes umfäßt.



Das alte Josephskirchlein zu Jöhstadt



Die innere, wie äußere Ausstattung ist gleichfalls völlig erneuert. Wir kommen nun zu dem Altarwerk, welches wir unseren Lesern im Bilde zeigen. Dieses wurde im Jahre 1676 von Andreas Behold errichtet. Das aus Holz errichtete Werk hat die außergewöhnlichen, großen Maße von zirka 9 m Höhe und 6,3 m Breite und baut sich als korinthische Säulen-Architektur auf. Die mittlere Hauptfläche zeigt in lebensgroßen, freien Figuren die Anbetung des Christuskinde durch die heiligen drei Könige, während die Seitenfelder gleich groß gebildete, freie Figuren von Moses und Johannes dem Täufer enthalten. Den oberen Teil schmücken die lebensgroßen Figuren des geißelten Herrn, des Herrn mit dem Kreuze und des Auferstandenen. Engelsfiguren mit den Leidensinstrumenten, mit Palmenzweigen und Posaunen treten hinzu. Ein von zwei Kinderfiguren gehaltener Schild über der Hauptdarstellung trägt die Inschrift: Deo patri bini fratres Meyeriani hanc aram pietatis arrham posuerunt MDCLXXVI. Das weiß gestrichene, mit reicher Vergoldung versehene Werk ist, seiner Entstehungszeit gemäß, lebhaft gedacht und ebenso lebhaft, wie technisch meisterlich durchgeführt; Vorzüge, welche dasselbe zu den wertvolleren seiner Zeit im Lande befindlichen zählen lassen. Im Anschluß an unsere Betrachtungen möchten wir noch einige Erklärungen zu den überaus wertvollen Kirchengewerken geben. Da ist zunächst der Kelch, Silber verg., 15 cm hoch, mit sechsblättrigem Fuße, auf den Rotein IHESVS; bez. 1651. — Ein desgl., 27,5 cm hoch, sein achtblättriger Fuß zeigt gravierte, gute Ornamente; gest. von Paulus Stecher 1659. — Abendmahlskanne; Silber, 18 cm hoch; einfache Arbeit, aus der Mitte des 17. Jahrh. — Taufbecken, Zinn, 1735 gestiftet. Von den vielen Inschriften, welche das Becken bedecken, ist folgende bemerkenswert: Aus der ersten Ausbeute an Silber, Blei und Erzen etc. zu Jöhstadt gemacht, nachdem es zur Stadt erhoben. Churpr. Friedrich Fundgrube gehörig zur Friedrich August Fundgrube.

Altarwerk der St. Salvador-Kirche zu Jöhstadt



Reiter ohne Ziel

Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger

(23. Fortsetzung.)

„Nein, Mister Briggs“, sagt er, sich den Schaum vom Munde wischend. „In meinem Hause geschieht nichts Unrechtes. Was hat man Ihnen übrigens auf der Post gesagt?“

„Nichts Gescheites. Ja, vor langer Zeit seien dort einmal Postfächer für Mc. Bean eingegangen, jetzt nicht mehr.“

„Und was gedenken Sie jetzt zu tun, Mister Briggs?“

„Mit dem Nachtzug nach St. Paul zurückfahren“, erwidert Briggs achselzuckend. Ich habe gleich nicht daran geglaubt, daß hier in Chicago etwas zu erfahren ist. Aber die Herren Vorgesetzten sind ja immer schlauer. Der einzige Erfolg ist, daß ich mir die Nacht um die Ohren schlagen und trotzdem morgen wieder zum Dienst erscheinen muß.“

Nach einer guten Stunde verabschiedet Briggs sich, angeblich, um den Nachtzug nicht zu veräumen. Der Hauswirt schließt das Haus ab und geht mit einem eigenartigen Lächeln in seine Stube zurück. Hier öffnet er ein versteckt angebrachtes Wand-schränken, entnimmt diesem einen Telephonapparat, dreht die Kurbel und ruft leise, als sich am anderen Ende des Drahtes jemand gemeldet hat:

„Alles in Ordnung! Er fährt nach St. Paul zurück! Wie? Ja, ich warte noch eine Weile und komme dann zu Euch! Schluß!“

Langsam stellt er den Apparat in das Schränken zurück, will sich noch eine von Briggs Flaschen zu Gemüte führen, da prallt er mit einem lauten Ausruf des Erschreckens zurück. An dem offenen kleinen Fenster, das die Stube mit dem Hausflur verbindet, ist der Kopf Briggs zu sehen. Der Hauswirt will in die Tasche greifen, da schnell Briggs Arm hoch, ein Revolver starrt den Hauswirt an.

„Machen Sie keinen Unsinn, Mann, kommen Sie ans Fenster! Schnell!“ Zögernd, mit erhobenen Armen, tritt der entlarvte Hauswirt ans Fenster. Mit greulichen Verrentungen gelingt es Briggs, sich soweit durch das Fenster zu quetschen, daß er dem Hauswirt die Pistole aus der Tasche nehmen kann.

Zwei Minuten später ist der Entlarvte gefesselt. Ein Anruf über das öffentliche Telephonamt ruft die Polizei herbei. Auf alle Fragen, wohin die Leitung des geheimen Telefons führe, schweigt der Hauswirt beharrlich.

Briggs läßt ihn schließlich von einem Beamten abführen und mit den beiden anderen macht er sich daran, der Telephonleitung nachzugehen. Halt! Es muß jemand in der Stube sein, falls ein Anruf des geheimen Telefons erfolgt. Briggs beschließt, nur einen Beamten mitzunehmen und den anderen in der Hauswartstube zu lassen. Das Licht wird bis auf die kleine Tischlampe ausgelöscht, so daß der Beamte nicht gleich als Fremder zu erkennen ist.

Die Telephonleitung läuft hinter dem Schränken, unter der Tapete entlang, zum Fußboden, ist in demselben eingelassen und verschwindet unter dem kleinen Fenster plötzlich im Erdboden, was darauf hindeutet, daß sie in die Kellerräumlichkeiten führt. Briggs befindet sich noch in der Stube, da surrt es leise in dem Schränken, das geheime Telephon!

Briggs geht an den Apparat und meldet sich mit einem kurzen „Hm!“, um sich nicht durch die Stimme zu verraten.

Niemand meldet sich. Erst als sich Briggs nochmals mit einem leisen „Hallo“ meldet, antwortet eine tiefe Stimme:

„Damned! Wer ist denn da eigentlich?“

„Ra ich“, entgegnete Briggs und es blüht in ihm auf, daß er nicht einmal den Namen des verhafteten Hauswirts weiß.

„Wer? Ich?“ fragt die ungeduldige Stimme. Briggs schmeißt Blut und Wasser.

„Stelle dich nicht so dumm an!“ ruft er brummig. „Was willst du denn eigentlich?“

Am anderen Ende wird getuschelt. Dann ein leises Knacken. Die Verbindung ist unterbrochen. Der Mann (oder die Männer) muß gemerkt haben, daß in der Stube des Hauswirts etwas nicht stimmt. Briggs beschließt zu handeln. Mit beiden Beamten begibt er sich, nachdem er alle Kellerschlüssel vom Brett genommen hat, in den Keller.

Das Licht dreier Taschenlampen erhellt schier endlose Gewölbe, in denen allerlei Gerümpel herumsteht. Dann aber kommen Türen, zu denen kein Schlüssel paßt. Und hinter diesen Türen ist ein leises, aufgeregtes Leben!

Die Beamten horchen. Schritte — — unterdrückte Rufe, dann Laufen, Geräusche, als ob schwere Gegenstände über den Boden geschleift werden. Eine Tür wird zugeworfen und abgeschlossen. Dann ist alles ruhig. In fiebernder Wut stehen die Beamten vor zwei festen Eisentüren und können nicht hinein.

„Zurück!“ befiehlt Briggs und eilt voraus, um vielleicht auf der Straße verdächtige Personen abzufangen, zum Beispiel an der Hinterfront des Gebäudes. Ein Beamter wird abgeschickt, um einen Schlosser zu holen, denn Briggs Dietrich, den er immer bei sich trägt, und mit dem er vorhin wohl die Haustür öffnen konnte, hat unten, bei den eisernen Kellertüren, versagt.

Nichts rührt sich an der Hinterfront des Hauses, vor dem ein unbebauter Platz liegt. Endlich erscheint der ausgeschickte Beamte mit einem Schlosser, der erst langatmig sich danach erkundigt, ob die Gentlemen auch ein Recht hätten, so bei Nacht und Nebel irgendwo einzubringen. Briggs zückt seinen Ausweis, die beiden anderen Beamten ebenfalls, der biedere Schlossermeister setzt seine Brille auf, studiert beim Schein der Taschenlampe ewig und drei Tage und erklärt endlich:

„Die Ausweise können gefälscht sein, Gentlemen, das soll schon vorgekommen sein hier in Chicago. Gehen wir doch zur nächsten Polizeistation, und wenn es mir dort gestattet wird, dann öffne ich Ihnen alle Türen, die sie mir angeben.“

Also in Gottes Namen. Der Beamte geht mit dem Schlossermeister ab und ist „schon“ nach zwanzig Minuten zurück. Briggs tanzt vor dem Hause vor Ungeduld wie ein Derwisch und flucht wie ein Rohrspatz. Der Schlossermeister will sich entschuldigen, der Oberinspektor wisse doch, in Chicago passieren die tollsten Sachen und er möge nur nicht böse sein, der Oberinspektor.

„Nun hören Sie endlich auf, Mann!“ brüllt Briggs, „und kommen Sie!“

So langatmig der biedere Schlossermeister in seiner Rede ist, so flott arbeitet er. Im Nu sind die beiden Türen auf. Unmittelbar hinter beiden Türen beginnt eine abwärts führende Treppe, die in ein und denselben Raum führt.

Die Lampen beleuchten spukhaft bligende Maschinenteile, lange Arbeitstische. Briggs sucht nach einem Lichtschalter, findet einen und schaltet ein. Den Blicken der erstaunten Beamten zeigt sich eine mit allen Mitteln moderner Technik ausgestattete Fälschmünzwerkstatt. Hier kamen, seitdem in St. Paul das Feld geräumt werden mußte, die falschen Scheine zur Welt.

Die Verbrecher sind leider ausgeflogen. Wohin, das zeigt sich. In der entferntesten Ecke des großen Raumes ist eine Tür verschlossen. Der Schlosser öffnet sie. Ein langer Gang, der, vielfach gewunden, zum Nebenhause zu führen scheint.

Aber da hätten die Verbrecher doch auch die Straße betreten müssen auf ihrer Flucht? Stecken sie etwa noch im Nebenhause? Briggs und die Beamten aehen dem Rea nach, kommen

endlich ins Treppenhaus des Nebengebäudes, das verschlossen ist. Auf den ersten Stufen der Etagentreppe liegt eine Mütze.

Sind die Verbrecher auf den Hausboden gegangen und haben von dort den Weg über die Dächer genommen? Das Haus wird durchsucht. Auf dem Dachboden zeigen sich zwei offene Dachlücken, an denen noch die Leitern stehen. Briggs steigt aufs Dach, sucht es ab, geht bis zum äußersten Ende des Häuserblocks.

Hier deuten zwei offene Dachlücken den Einstieg an. Unerschrocken steigt Briggs ein, kommt ungehindert bis auf den Hausflur, die Tür klappt weit auf, das Schloß ist erbrochen, der Fluchtweg der Fälschmünzerbande ist rekonstruiert.

Von der Verhaftung Pat Limes lesen Jackson und Fred mehrere Wochen später, als sie sich schon lange auf ihren ziellosen Ritten durch die Prärien von Texas befinden.

Der amüsante kleine Zwischenfall in Garden City mit dem lustigen Sheriff Morris ist beinahe vergessen, da fällt den Freunden eine Zeitung von St. Paul in die Hände. Hierin wird ausführlich über die Verhaftung berichtet, auch daß Ethel Stanford eine nicht kleine Rolle dabei gespielt hat. Ferner wird über Briggs fehlgeschlagenen Versuch berichtet, die letzten noch in Freiheit befindlichen Mitglieder der Bande in Chicago zu verhaften. Wer sich bisher immer noch dem Zugriff der Behörden habe entziehen können, das seien Price Zeeman, Winston Franch und Francis Arbuckle, sowie eine ganze Reihe von Agenten, die jedoch nur Werkzeug seien in den verbrecherischen Händen der drei Genannten.

Jackson muß an die Abschiedsszene denken zwischen ihm und Ethel. „Ich warte auf dich“, rief sie ihm nach. „St. Paul, Summit-Avenue, Bar zum wilden Jack!“ Nun hat sie dazu beigetragen, daß einer der Hauptmacher der Bande hinter Schloß und Riegel sitzt.

Ethel — — na, wenn das nicht gewesen wäre, der verfluchte Zwischenfall mit dem Zeeman, wo sie dessen Geld vorzog, dann könnte Jackson das Mädchen eigentlich noch ganz gern haben. Vollkommenheit kann man ja von einem Mädchen nicht verlangen. Aber sie scheint doch ernstlich bereut zu haben und ihn, Jackson, wirklich zu lieben. Hübsch ist sie, die Kage. Wenn sie einem die weiche, weiße und duftende Hand auf den Schnabel legte, wenn man die warme Innenfläche fühlte, das war eigentlich, verflucht noch einmal, ganz schön.

Eigentlich habe ich so etwas wie ein Versprechen abgegeben, im Herbst nach St. Paul zu kommen und ihr zu sagen: was ist, ja oder nein!! Ewig kann man schließlich nicht den Reiter ohne Ziel spielen und durch die Staaten vagabundieren, zumal wenn Fred nicht mehr mit von der Partie ist. Fred spricht jetzt sehr häufig von seiner Heimat, von Deutschland, hält lange, ein wenig wehmütige Vorträge über Berlin. Und neulich sagte er ganz bestimmt, im Winter würde er sich an die deutsche Gesandtschaft wenden und um Heimbeförderung nach Deutschland bitten. Verständlich. Wo letzten Endes die Heimat ist, da sehnt man sich doch wieder hin.

„Fred, sag du mal dein Urteil, tauht die Ethel was?“

„Wie meinst du das, Jackson?“

„Zum heiraten natürlich!“

„Zum heiraten? Das weiß ich nicht! Aber daß das Mädchen in dich verliebt ist, das möchte ich beschwören. Und das ist ja

schließlich die Voraussetzung. Möchtest du sie denn heiraten, wenn — — ich nach Hause fahre?“

Da ist es wieder — — Fred will heim!

„Gut, dann heirate ich eben! Was soll ich auch anders anstellen, wenn du nicht mehr bei mir bist?“

„Du hast recht, Jackson! Was sollst du sonst machen? Das schlechteste Mädel ist die Ethel bestimmt nicht. Gott, sie hat große Rosinen im Kopf gehabt, das wird sich gelegt haben — und den Rest mußt du ihr noch austreiben!“

„Hm — — na ja, natürlich werde ich ihr die großen Rosinen austreiben, selbstverständlich! Laß mich nur erst in St. Paul sein. Sollst sehen, wie ich sie umkrempel und ein ganz brauchbares Menschenkind aus ihr mache. Aber du! Alles hängt von dir ab. Wenn du in den Staaten bleibst, dann bleiben wir natürlich zusammen. Steht es denn schon fest, daß du nach Deutschland willst?“

„Ja, Jackson, wenn die Gesandtschaft mich über den großen Teich schafft, dann verlasse ich dich im Herbst!“

„Das steht felsenfest!“

„Bombenfest sogar!“ erwidert Fred und blickt in die Ferne.

„Dann werde ich Ethel gelegentlich einen Brief schreiben. Sie soll mich im Herbst erwarten, unterdes aber ihren inneren Menschen so an die Randare nehmen, daß ich nur Freude habe, wenn ich in St. Paul bin!“

„Schreibe, Jackson! — Ethel wird sich sehr freuen. Wann gedenkst du denn nach St. Paul aufzubrechen?“

„Wenn unser Geld alle ist. Das wird so September sein. Jetzt haben wir Ende Juli, also noch eine ganze Menge

Zeit. Bis dahin wird es sich ja auch herausgestellt haben, welchen Anteil du und ich an der Belohnung haben, dafür, daß wir in Garden City die fünf Kerle gefangen haben. Vielleicht bekommen wir jeder einen Tausender, dann trete ich Ethel nicht ganz arm unter die Augen und du hast einen Zehrpennig für Deutschland.“

Mit diesen Reden ist es Mittag geworden. Die Sonne steht am blaugrauen Himmel und sengt zum Götterbarmen, nirgends, nirgends in der weiten Ebene ein Baum oder Strauch, der Schatten bieten könnte. Träge trappeln die Pferde ihren Weg, träge sitzen die Reiter in den Sätteln und sehnen sich insgesamt nach einer kühlen, schattigen Veranda, nach einem Glas Eiswasser.

Die heiße Luft zittert im Sonnenglast, das hohe Präriegras ist verdorrt und mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Alles lechzt nach Regen, nicht zuletzt der Farmer, dessen Sorge um die Ernte von Sonnentag zu Sonnentag größer wird. Jackson nimmt seinen Schlapphut ab und wischt sich den perlenden Schweiß von der Stirn. Zur Linken, wohl noch an die zwei Kilometer entfernt, ist ein Farmerhaus zu erkennen.

Beide Reiter blicken hinüber, sehnsüchtig. Dort mag Schatten und Kühle sein. Die Freunde sehen sich an und lesen sich gegenseitig den Wunsch aus den Augen, hinüber zu reiten und um einen kühlen Trunk zu bitten, vielleicht um Gastfreundschaft bis zum anderen Morgen. Nicht umsonst, man wird arbeiten dafür. Auf einer Farm gibt es in dieser Jahreszeit immer Arbeit.

„Wollen wir, Fred?“

„Ja, noch nie habe ich die Hitze so verspürt wie heute! Sie saugt einem das Mark aus den Knochen und macht schlapp. Los, reiten wir.“

(Fortsetzung folgt.)



Zeichnung Kleßlich M

Beide Reiter blicken sehnsüchtig hinüber; dort mag Schatten und Kühle sein.

Den folgenden Text, der dem Annaberger Apotheker Johannes Merckel gewidmet ist, kann man als typisch für die besser gefassten Inschriften jener Zeit betrachten; aus ihm spricht das Selbstbewußtsein einer Familie in gesellschaftlich und politischer maßgebender Stellung:

Hier liegt begraben der wegen seiner wahren und von aller Heuchelei entfernten Tugend, sonderbaren Klugheit, hochnützlichen Kunst und Wissenschaft und herzhaffigkeit berühmte Herr Johannes Merckel ist anno 1608 den 15. Jan. in der Stadt Grätz in voigtlande ehrlich geböhren, in seiner Jugend der Apothekerkunst in Meissen, in Schweden, Pommern, herzogthum Mecklenburg und an andern Orten nachgezogen, Annaberg Apotheker, hernach alhier zu stat Rathherr, Stadt-Landbaumeister, 4 mahl regierender Stadtrichter, 11 mahl regierender Bürgermeister und 40 Jahr Schützenhauptmann gewesen, in seiner ersten eh ein Kind, und in der andern eh 11 gezeuget, viel in kriegs troubles und branden ausgestanden, sich darben gedultig und unverzagt erwiesen, und endlich an einer lang-samen und mit cathar. suffocativis vereinigten schwindfucht seinen geist den 8. Novemb. 1687 sanft und seelig in hohen alter, das er auff 80 Jahr weniger 9 Wochen 5 Tage bracht, aufgab. Dessen Seelen Gott gnade.

Im 18. Jahrhundert werden die Inschriften immer weitschweifiger; das Wortwerk, mit dem man die Verschiedenen zu ehren meint, wird zum Schwulst und grenzt vielfach ans Geschmacklose. Merkwürdig berührt uns schon folgender Text eines Doppelgrabsteins:

Der Mensch eine Blume. Und hier findest du, o Sterblicher, ein verwelktes Blümlein, an dem wohlgearteten und Hoffnungsvollen Töchterlein, Jungfer Annen Christinen Keilpflugin, welches alhier zu St. Annaberg den 31. Decembr. 1709. Freudensvoll hervorgeleuchtet, 3. Jahr, 3. Wochen und 4. Tage in schönster Blüthe gestanden, durch den rauhen Todes-Wind, den 9. Octobr. 1712. denselben wiederum ent-rissen worden.

Alhier erblickst du eine Rose, auf eben diesen Stocke, die Viel Ehr- und Tugendreiche Jungfer Maria Dorothea Keilpflugin, welche auf dem Königl. Schloß Pilnitz, bey Dresden, den 30. Decembr. 1699. hervor blühete, auch den Geruch der Tugend hatte, aber ein Wind langer Krankheit auf sie losstürmte, und verwelkte im 27. Jahre, weniger 15. Wochen,

1. Tag, ihres Alters, den 12. Sept. Anno 1726. zu großen Leidwesen der liebwertheften Eltern, ins Grab abfallen mußte. Derer lieber Vater ist Herr Augustinus Keilpflug, Königl. Pöhl. und Churfl. Sächsl. General-Accis-Einnehmer alhier, die Mutter Frau Maria Elisabetha, eine gebohrne Leuterdingin, erwarten den immerwährenden Frühling des ewigen Lebens.

Sicherlich in bester Absicht haben die Hinterbliebenen des ehr-

samen Berückenmachers David Richter diesen Erguß auf dem Grabstein ihres Toten setzen lassen:

Hier stellet sich mein Leser deinen Augen das Bild eines Menschen für, welchen man zu seinem Nachruhm, im Tode unter die zehlen kan, welche in ihren Leben gegen Gott und Menschen ohne falsch gewesen sind. Es ist solches der wienland Wohl-Ehrsame, Kunst-erfahrene und Wohlfür-nehme Herr David Richter, wohlangesehener Bürger und Beruqven-macher alhier, der im Jahr Christi 1685. d. 31. Dec. das Licht dieser Welt erblicket, und von seinen zu hohem Alter gekommenen, auch bey dieser Stadt wohlbe-kanndten Eltern, die alte deutsche Treue und Redlichkeit zu seinem besten Erbguthe erhalten, auch solche jederzeit gegen Gott und Menschen erwiesen hat. Seine Gottesfurcht war ohne Heuchelen und äußerliche Verstellung, so wie sein Umgang in dem gemeinen Bürgerlichen Leben ohne Hinterlist und Tücke. Er redete, wie ers meynte, und meynte, wie er redete. Ein Mann von nicht viel Worten, aber desto redlichern Herzen. Ein Mann, der sich freuete, wenns wohl und Christ-



Die St. Salvator-Kirche in Jöhstadt (Zu unserem Artikel auf der 3. Seite.)

lich zugien, und sich betrübe, wenn Gott und Menschen beleidet wurden. Nachdem er nun die Zeit seiner irdischen Wallfarth, die sich auf 55. Jahr und 23. Wochen belaufen, richtig für sich gewandelt hatte, ließ ihn Gott zum Frieden kommen, welches geschah d. 16. Jun. 1741 als seinen Todes- und Sterbe-Tag, und nun ruhet er in seiner Kammer und führet mit guten Rechte die Grabchrift:

Redlichkeit und Gottesfurcht
hatten sich mit dir verbunden,
Beides hast du recht von Herzen,
auch bis in den Tod geliebt.
Darum hat man iederzeit
fromm und redlich dich erfunden,
Wie dir ieder, der dich kannte,
auch im Tod das Zeugniß giebt.

Hier ruht der Wohlachtbare....

Grabinschriften aus vergangenen Tagen, gesammelt von W. Ludwig

„Reichen-Inschriften und Gedächtnis-Schriften haben, nebst dem guten Andenken, auch ihren besonderen Nutzen, theils in der Historia, theils in denen Geschlechts-Registern derer Familien.“ Mit diesen Worten begründet der Lateinschulrektor Adam Daniel Richter die Aufnahme solcher Texte in seine „Chronica der freyen Berg-Stadt St. Annaberg“. Auf etwa 90 Quartseiten ist sein Sammelgut aus rund 250 Jahren niedergelegt. Man darf wohl sagen, daß der Stoff nicht nur orts- und familien-, sondern allgemein kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen kann. Außerdem vermittelt uns diese Sammlung von Grabinschriften wertvolle Einblicke in die Empfindungswelt unserer Vorfahren. Im übrigen sei bemerkt, daß die im folgenden angeführten Beispiele nicht nur der Richterschen Chronik, sondern auch anderen Quellen entnommen sind. —

Die Grabinschriften des 16. Jahrhunderts, auch die hervorragender Persönlichkeiten, sind im allgemeinen von sachlicher Kürze und äußerst schlicht. Sie treten an den künstlerisch oft sehr beachtlichen Gedächtnismäälern in feiner Weise aufdringlich hervor und enthalten kaum mehr persönliche Einzelheiten, wie wir sie heute an solchem Platz zu lesen gewöhnt sind. Allenfalls finden wir eine kurze Äußerung der Liebe und Ehrfurcht seitens der Hinterbliebenen. So setzte der Silberbrenner und Rathsherr Conrad Ranz auf das heute bis auf eine prächtige Zinntafel mit dem Familienwappen verschwundene Epitaph seiner Eltern die Worte:

Anno Domini 1536, d. 3. Tag Maij ist in Gott verschieden, der Erbare Wolweise George Rancz, Bürgermeister und Austheiler alhie. Anno Domini 1559, d. 26. Januar, ist in Gott verschieden, die Erbare Frau Elisabeth George Ranczin. Gott verleihe ihnen beyden eine fröhliche Auferstehung. Amen.

Seinen lieben Eltern zum Denckmal hat Conrad Ranz selbst durch seine Kunst dieses Werk aus Erz gegossen.

Eines der schönsten und künstlerisch wertvollsten Epitaphien der Annaberger St. Annenkirche ist das des Jekhtners Georg Unwirth, auf dem wir lesen:

Hier liegt begraben der Ehrenveste und Erbare Herr Johann Unwirth, welcher den Churfl. Zehenden in diesen Gebürgen 30 ganger Jahre mit sonderlichen Lob treulich versehen hat. Ist in Gott sanfft und seelig entschlafen. 72 Jahre alt, d. 20. Febr. 1578, und ist ihm von seiner lieben Hausfrau und Kindern, zur Anzeigung ihres Gehorsams und Dankbarkeit, dieß Gedächtniß in sehnlicher Traurigkeit ausgerichtet worden. Der barmherzige Gott verleihe ihm und allen Christgläubigen eine fröhliche Auferstehung! Amen.

Allenfalls finden wir in dieser Zeit einen kurzen Spruch, wie etwa den auf der Grabplatte des Fundarähmers und Metall-

händlers Christof Uthmann, des Vatten der Barbara Uthmann, der am 11. Sept. 1553 starb:

Gott hat gewendt
Mein Kummer und Elendt.

Mitunter stößt man auch auf Reime, deren naive Unbeholfenheit an die Marterln des bayrischen Stammesgebietes erinnert. Richter hat uns einen solchen Vers aufbewahrt, der ein Grabmal an der Kirche zu Schönbrunn bei Wolkstein zierte:

Es krümmt, es krazet, nagdt und beißt,
Wenn Leib und Seel von ander reißt.

Aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts stammen folgende

Zeilen, die am ehemaligen Weinhaus des Annaberger Friedhofes standen:

Heute an mir, Morgen an dir.

Steh stille, Mensch, hier kannst du lesen,
Was du bist, bin auch ich gewesen,

Was ich bin, mußt du gleichfalls werden,
Weil unser Ursprung von der Erden.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden die Grabinschriften weitestgehend zerstört. Häufig bieten sie einen kurzen Lebenslauf des Verstorbenen, in dem möglichst alle seine Titel und Prädikate erwähnt sind. Sehr beliebt waren gut gemeinte, aber meist herzlich schlecht gelungene Reimereien. Erträglich sind noch die Verse auf

dem Grabstein eines böhmischen Glaubensflüchtlings, der in Annaberg zur letzten Ruhe gebettet wurde:

Hier ruht in seinem Gott ein frommer Exulant,
Der Petrus Richter hieß, aus Böhmen, wohl bekannt.
Der blieb Jesu getreu im Leben und im Tod.

Gönn Leser ihm den Wunsch: ruh wohl in deinem Gott.

Schlummer sind dagegen die Verse, mit denen der Crottendorfer Oberförster Cornelius Eberwein geehrt werden sollte. Zu ihrem Verständnis sei vorausgeschickt, daß er sich am 9. Nov. 1661 auf dem Heimritt von Annaberg nach Crottendorf durch einen Unfall schwer verletzte und zwei Tage später an dieser Verwundung starb. Auf seinem noch vorhandenen Grabstein lesen wir:

Ihr, die vorbey wolt gehn, hört, leset, mercket, sehet,
Was sterblich unter diesem Stein ist ausgeleet,
Ich, Oberförster, lieg alhier in dieser Krufft,
Cornelius Eberwein, nachdem ich diese Lust
Verlassen mußte, nur durch bloßes unversehen,
(Merck auff, wie balds umd mich vnd dich kann sein geschehen).
Da Ich mich tödlich schoß, doch fuhr ich seelig hinn,
Weil Christus wahr mein Leb'n, vnd, Sterben mein gewinn.
Dem Churfürst war ich trew, Johann Georg des Rahmens
Dem Erst. und Andern, das Wort unvergänglich Saamens
bracht in mir seine Frucht, die Siegel und das Pfand
Der seelgen Ewigkeit hielt ich mit glaubens Hand,
Durch Gottes seegen-queil versorgt ich weib und Kinder,
Dem Nächsten dient ich gern, doch wahr ich auch ein Sünder,
Vnd das bracht mich hieher, gleich wie mich Gott versehen
Zum Erben seines Reiches, so werd ich auferstehn.



Es ist bestimmt in Gottes Rat ...

Zeichnung von L. Richter.)

Der Dichter und das Pfarrertöchterlein

Aus Theodor Körners Leben

Pfarrerstöchtern begegnet man doch überall, auch im Leben unserer Poeten; nicht nur im Leben unsers Dichtersfürsten, der im Pfarrhaus zu Sessenheim so glückliche Stunden verlebt hat, spielt eine Pfarrerstochter eine Rolle, sondern auch im Leben des edlen Freiheitskämpfers, des herrlichen Theodor Körner, der als Bergstudent in Freiberg ein ähnliches Idyll in einem Pfarrhaus erlebte, wie der Student der Rechte Wolfgang Goethe in jenem elbäusschen Dorfe, das durch Friederike, die Pfarrerstochter, zu so großer Berühmtheit gelangt ist.

Es war im Jahre 1807, daß Theodor, kaum sechzehnjährig, nach dem alten Freiberg zog, um die dortige berühmte Bergakademie zu besuchen. „Seit heute bist Du nun, lieber Sohn, Dir selbst überlassen“, schrieb der Vater. „Ich liebe die Vermahnungen nicht, weil ich sie für unnötig halte, wenn man Grund zum Vertrauen hat, und weil sie im entgegengekehrten Falle ganz unnötig sind. Ohne Vertrauen auf Dich würde ich sehr unglücklich sein; aber ich rechne fest darauf, daß Du fortfahren wirst, Deinen Eltern Freude zu machen.“ Er hat es getan. Mit Eifer widmete er sich seinem Studium und seiner allgemeinen Fortbildung, nebenbei auch der Musik und Poesie, und wenn er, was häufig geschah, in Dresden erschien, da hatten die Eltern nebst Tante Dora und Schwester Emma ihre helle Freude an dem munteren, frischen, fröhlichen Bergstudenten.

Es konnte nicht fehlen, daß in dem jungen, leichtentzündlichen Herzen die Liebe sich regte. Er lernte in Freiberg ein reizendes Mädchen kennen, just so alt wie er selbst; und sie nahm sofort sein Herz gefangen.

Im Jahre 1803 war der Pfarrer zu Canitz bei Burzen, Johann Gottfried Biedermann, ein geborener Freiburger, seit 1778 Konrektor in Marienberg und 1784 Rektor in Oschatz, seit 1790 auf jener ländlichen Pfarrstelle, als Frühprediger an die Kirche zu St. Nicolai nach Freiberg gekommen. Er hatte eine Tochter, Hannchen mit Namen. Sie war ein Weihnachtskind, gerade am 25. Dezember 1790 in Canitz geboren, und zeichnete sich durch große Schönheit und liebenswürdiges Wesen aus. Sie war in allen häuslichen Arbeiten geschickt, wie sich das für eine Pfarrerstochter ziemte. Aber der Vater hatte es auch an ihrer geistigen Ausbildung nicht fehlen lassen. Sie besaß Verständnis für Poesie und liebte die Musik.

Es mochte wohl im Jahre 1808 gewesen sein, daß sich die beiden jungen Leutchen zuerst begegneten. Da fingen die jungen Herzen Feuer. In begeisterten Tönen besang der Dichter das schöne Mädchen. Alle die Gedichte, die er ihr widmete, sind erfüllt von der Versicherung der Treue, von der heißesten Verehrung und von dem Verlangen nach dem Besitze des herrlichen Geschöpfes, und Theodor scheint in allem Ernste an eine Verlobung mit ihr gedacht zu haben. Sie sahen sich oft, auch nach dem frühen Tode des Vaters, der noch in demselben Jahre 1808 auf einer Besuchreise bei Dresden im besten Mannesalter starb. Poesie und Musik führten die Herzen immer näher. Theodor verstand die Gitarre meisterlich zu spielen. Er komponierte auch für dieses damals sehr beliebte Instrument; er legte fremde und

eigene Lieder für Gitarre in Musik. Da sah man ihn denn oft bei seinem Hannchen sitzen und sie auf der Gitarre die Lieder spielen lehren, die er selbst für sie gedichtet und komponiert hatte, und es bedarf der Worte nicht, um anzudeuten, was das für ein romantischer Musikunterricht gewesen sein mag. Schon die Uberschriften der Gedichte, die der jugendliche Dichter seiner Herzallerliebsten gewidmet, verraten, welche Gefühle er für sie im Herzen trug. „Liebesrausch“, so betitelt sich eins, das Körners Vater später in die Ausgabe der „Knospen“ aufgenommen hat; es trägt ursprünglich den Titel: „An Hannchen“. Ein andres nennt sich „Schnsucht“; es beginnt mit den Worten: „Ich denke Dein beim Strahl“ und trägt heute in den Körner-Ausgaben die Bezeichnung „An die Liebliche“. Ein drittes „Weibertreu“ hebt an: „Traut, Männer, traut den Weibern nicht!“, ein viertes „Mein Mädchen“: „Erklinge, Lied, in süßen Tönen“. Dazu gesellt sich noch ein Gelegenheitsgedicht zu Hannchens neunzehntem Geburtstage am 25. Dezember 1809, das die glühendste Liebe zu dem besungenen Mädchen atmet. Bis zum 3. April 1810 spannte sich das zarte, „freundschaftliche Verhältnis“ fort. Es mochte etwa zwei Jahre gewährt haben, wie aus den Daten bei einzelnen Gedichten hervorgeht. Dann folgte die Lösung. Aus welchem Grunde, ist unbekannt. Theodor schrieb einen Brief, in dem er der Geliebten



Es zogen drei Burjchen wohl über den Rhein (Zeichnung v. L. Richter.)

Rechenschaft über die Empfindungen ablegte, die ihn bewegten, und versicherte, er werde nie aufhören, sie innig zu lieben und zu achten. Hannchen Biedermann, das vaterlose Pfarrerskind, nahm eine Stellung in Dresden an, und der Zufall wollte, daß sie in eine Familie kam, die mit Körners in demselben Hause wohnte. Als Theodor in der Weihnachtszeit 1810 in Dresden weilte, erhielt er davon Kenntnis; er hörte über sich Gitarre spielen und erfuhr zu seinem freudigen Staunen: Das ist das Freiburger Pfarrerstöchterlein! — Zu einer Annäherung kam es nicht. Die Ereignisse entwickelten sich rasch. Theodor ging nach Wien und dachte wohl als Bräutigam von Antonie Adamberger nicht weiter an die einstige Geliebte. Aber die Pfarrerstochter behielt den Dichter in treuem Herzen, verfolgte seinen aufsteigenden Ruhm, und als er 1813 bei Gadebusch den Heldentod gestorben, da weinte auch sie ihm heiße Tränen nach.

Hannchen Biedermann blieb unvermählt und bewahrte zeitlebens tiefe Verehrung für den herrlichen Theodor. Sie ist erst in hohem Alter gestorben. In der Nacht vom 6. zum 7. April 1880 ging sie heim, neunzigjährig. Noch als altes Mütterchen blätterte sie gern und mit tiefer Rührung in einem alten Buch in rotem Maroquin mit Goldprägung. Es war ihr Liederbuch mit Texten und Noten für Gesang und Gitarre. Theodor hatte es ihr einst geschenkt und sie alle darin enthaltenen Lieder zur Gitarre singen gelehrt. Bei den einzelnen Liedern stehen von Theodors Hand Dichter und Komponisten dabei. Auch alle die Lieder, die Theodor auf sie gedichtet, Kompositionen von Theodor und von seinem Vater zu Gedichten Schillers und anderer stehen darin.

